

Chris Knopf

HEAD SHOT

Thriller

Aus dem Amerikanischen von
Frauke Czwikla

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Dead Anyway« bei Permanent Press, Sag Harbor, NY, USA.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Januar 2014

© 2012 Chris Knopf

Published by arrangement with Second Chance
Press Inc., Sag Harbor, NY, USA

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Johannes Engelke

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: © David Ridley / Arcangel Images

Satz: Daniela Schulz, Puchheim

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51430-6

2 4 5 3 1

KAPITEL I

Ich erinnere mich daran, wie Florencia sich an diesem Morgen ankleidete. Ich lag noch im Bett und tat so, als läse ich ein Buch. Nur Augenblicke zuvor waren wir so intim gewesen, wie zwei Menschen nur sein können, Verstand, Körper und Seele vollkommen miteinander verschmolzen.

Trotzdem wusste ich auch in jenem Moment, während ich zusah, wie sie ihre Haare büstete und in ihren Slip schlüpfte, dass sie eine andere Person war, bereits in Gedanken mit dem vor ihr liegenden Tag beschäftigt. Auch auf mich wartete einiges, um mich in Anspruch zu nehmen, aber ich entfernte mich nie weit von diesem Schlafzimmer und diesem Moment. Körperlich würde ich mich im Stockwerk darunter aufhalten, im Wohnzimmer, an dem Eichentisch, den Florencia mir zu Weihnachten geschenkt hatte, während mein Verstand im Auftrag meiner Kunden auf der Suche nach verborgenen Informationen die Erde überflog – der Teil meines Verstandes, der nicht bei der Erinnerung an diesen Morgen verweilte, dem Geruch und Gefühl von Haut an Haut, von uneingeschränkter Anbetung.

Sie wandte sich mir zu, während sie im Stehen in ihre Pumps schlüpfte, eine irgendwie unbeholfene Haltung, die durch den Etuirock, der ihre Knie umschloss, noch verstärkt wurde. Durch den Vorhang schwarzer Haare, der ihr Gesicht umrahmte, lächelte sie mir zu, amüsiert von ihrer eigenen Ungeduld. Ich erwiderte ihr Lächeln und widerstand dem Drang, die Arme nach ihr auszustrecken, sie am Handgelenk zu packen und zurück ins Bett zu ziehen, wo ich den Prozess

umkehren, die Uhr zurückstellen, den unvermeidlichen Tag aufschieben konnte. Ich hatte meine Chance, als sie sich vorbeugte, mir einen flüchtigen Kuss gab und meine Wange streichelte, doch ich ließ sie gehen, ohne dass sie etwas von meinem Verlangen ahnte.

Eine halbe Stunde später saß ich mit meiner zweiten Tasse Kaffee und einer Portion Knuspermüsli mit Erdbeeren und braunem Zucker angezogen vor meinem Computer und arbeitete. Die Arbeit, die ich mir für mich ausgedacht hatte, bezeichnete ich gewöhnlich als freiberufliche Recherche, doch in Momenten der Selbstbeweihräucherung beschrieb ich mich als Samurai des Informationszeitalters. Als Faktenjäger. Falls es etwas gab, das man unbedingt wissen wollte, und dieses Wissen auf normalem Weg nicht zu erwerben war, konnte man mich anheuern, damit ich es entweder zutage förderte oder die Nachricht überbrachte, dass es nichts zu wissen gab. Ich liebte diese Arbeit. Bei den meisten der gutbezahlten Aufträge handelte es sich um klassische Marktforschung – quantitative und qualitative Studien, zu denen Umfragen, Zielgruppen, Telefonanrufe und persönliche Interviews gehörten. Ich hatte mich auf nichts spezialisiert, die Themen konnten alles von Zahnpasta bis zu gesellschaftlichen Trends umfassen, doch hatte ich mir einen gewissen Ruf erworben, Antworten zu produzieren, die anderen entgingen.

Mir war aufgefallen, dass eine Wechselwirkung zwischen der Größe einer Firma und der Qualität der Ergebnisse zu bestehen schien. Vielleicht war das der Schlüssel meines Erfolgs: Meine Firma hatte nur einen Angestellten: mich. Und eine Firmenphilosophie, die großen Wert auf Hartnäckigkeit legte sowie auf die Bereitschaft, den bequemen Bildschirm zu verlassen und Antworten bis zu ihren Ursprüngen zu folgen.

Dies erforderte ziemlich viel Feldarbeit, eine weitere meiner Lieblingsbeschäftigungen. Ich kam nicht nur aus dem Haus, sondern kompensierte auch meine absolute Gleichgültigkeit gegenüber sportlicher Betätigung – sonst hätten sich die fünfzehn Kilo Übergewicht, die ich mit mir herumschleppte, wie fünfundzwanzig angefühlt. Oder schlimmer.

Aufträge, die nichts mit Marktforschung zu tun hatten, waren meistens lohnender, und sei es auch nur wegen der unterschiedlichen Anforderungen. An diesem Tag zum Beispiel arbeitete ich an den grundlegenden Informationen in einem Vermisstenfall. Eine Anwaltskanzlei, einer meiner regelmäßigen Kunden, versuchte, die Akten einer Sammelklage zu schließen, die sie vor Jahren gewonnen hatte. Ihre Buchhaltung hatte dazu geraten, ein Anderkonto aufzulösen, auf dem die Restsumme des Vergleichs lag, die für einen der Kläger vorgemerkt war, den sie allerdings noch finden mussten. Meine Aufgabe bestand darin, ihn oder seine Erben ausfindig zu machen und ihnen mitzuteilen, dass sie ein gewisser Geldsegen erwartete, oder aber aufzugeben, die Vergeblichkeit des Versuchs darzulegen und somit die Rechtfertigung dafür zu schaffen, dass man besagte Restsumme dem Staat überließ.

Ich begann stets damit, die Schritte früherer Rechercheure zu wiederholen, wozu Internetabfragen und Telefonanrufe bei den letzten bekannten Adressen gehörten. Ich wusste, dass ich damit auch ein paar Fakten von den Bäumen schütteln würde, die ihnen entgangen waren, weil sie nicht intensiv genug geforscht hatten. Diese frischen Spuren wollte ich als Erstes verfolgen.

Ich freute mich schon auf die nächste Stufe, wenn ich per Auto oder Flugzeug dorthin reisen würde, wo meine Zielperson zuletzt gesehen worden war. Dann würde ich an viele Türen klopfen, Bars und Clubs oder Kirchen und Kranken-

häuser besuchen und so die Glieder einer Kette schmieden, die gewöhnlich zum Heim meiner Beute führte. Da nur wenige der Menschen, nach denen ich suchte, absichtlich untergetaucht waren – obwohl ich auch einmal den Flüchtling einer hässlichen Scheidung aufstöberte –, bedeutete das im Allgemeinen eine gute Nachricht.

Die Kanzlei beschäftigte Privatdetektive, die diesen Teil der Aufgabe gut hätten erledigen können, oder sogar besser, aber sie erteilte gern den Komplettauftrag, und ich freute mich über die Abwechslung.

Dieser Teil meiner Tätigkeit war nicht gerade lukrativ, weshalb es sehr angenehm war, mit einer verständnisvollen Frau verheiratet zu sein, die eine Versicherungsagentur besaß. Ich leistete meinen Beitrag zu unseren Ersparnissen und den Ausgaben für unser Haus in Stamford, Connecticut, aber der latente Wohlstand der Familie war eindeutig nicht mir zu verdanken. Mit achtundzwanzig Angestellten und festen Geschäftsbeziehungen zu Versicherungsträgern warf ihre Firma genug Geld ab, um uns ein Leben im Überfluss zu ermöglichen, so lange wir das wollten – was, soweit ich absehen konnte, noch ziemlich lange der Fall sein würde. Denn auch Florencia liebte ihre Arbeit. Sie pflegte zu sagen, dass nur Leute ohne jede Ahnung von Versicherungen das Versicherungsgeschäft langweilig fanden. Sie behauptete, Menschen, die sich damit auskannten, wüssten, dass sie mit Leben und Tod, Sicherheit und Katastrophen handelten. Hoffnungen, Träume, Erfolg und Enttäuschung waren ihr Handwerkszeug.

Sie glaubte nicht, dass die Reserviertheit der Leute in ihrer Branche von einem Mangel an Gefühlen herrührte. Eher waren sie so häufig Triumphe und Tragödien ausgesetzt, dass sie sich schützen mussten oder riskierten, unter der Bürde der Emotionen zusammenzubrechen.

Ich hatte ziemlich häufig Ermittlungen für Versicherungsgesellschaften übernommen, deshalb konnte ich ihre Sicht nachvollziehen. Auch wenn ich ihre Leidenschaft für Risikoübernahmen, Schadensregulierungen, Verlustquoten und versicherungsmathematische Tabellen nie wirklich teilen konnte. Das konnten nur wenige.

An jenem Tag arbeitete ich bis fünfzehn Uhr dreißig, dann begann trotz eines Sandwichs und ständigen Naschens wie immer ein Hungergefühl meine Konzentration zu beeinträchtigen. Ich konnte entweder weiter leere Kalorien in mich hineinstopfen – getoasteten Bagel oder Kartoffelchips zum Beispiel – oder kapitulieren und meinen Nachmittagslunch essen, gewöhnlich die vernünftige Entscheidung.

Am Ende löffelte ich eine Portion von Florencias selbstgemachtem Hühnchensalat aus der großen Plastikschüssel, verteilte ihn auf einem getoasteten, gebutterten Bagel und verzierte das Ganze mit etwas Salat und Tomate. So war sowohl der Ernährung als auch dem Genuss Genüge getan. Wieder an meinem Schreibtisch war ich zwar satt, aber nicht zufrieden. Das Essen war nicht besonders verdauungsfreundlich, und zwei Stunden später hatte ich immer noch das Gefühl, als läge ein dicker Klumpen unveränderter Proteine und Triglyceride wie ein Stein in meinem Magen.

Es trieb mich aus dem Stuhl zu einem Spaziergang zur Poststelle, die ungefähr eine Meile von unserem Haus entfernt war. Gerade weit genug, um mir die Illusion zu vermitteln, ich würde die ganzen Kalorien abbauen.

Ich hatte eine gestörte Beziehung zu meinem Körper, besonders zu seinem hervorstechendsten Merkmal: einem ausgeprägten Rettungsring. Aus gesundheitlichen Gründen wünschte ich mir eine schlankere Silhouette, Eitelkeit spielte dabei

keine Rolle. Ich wusste, dass ich nicht attraktiv war – definierte Bauchmuskeln hätten daran auch nichts geändert. Sie hätten weder die Haare auf meinem Kopf wachsen lassen noch meine fleischigen Züge in die Brad Pitts verwandelt. Dass Florencia, eine unumstritten schöne Frau, diese Defizite übersah, war für mich ein steter Quell der Überraschung. Und der Dankbarkeit.

Nichtsdestotrotz war ich ein energiegeladener Mann von zweiundvierzig Jahren. Ganz besonders dann, wenn ich mich auf eine Aufgabe wie die momentane Suche konzentrierte. Ich brauchte nur sehr wenig Schlaf, und im Notfall war ich in der Lage, stundenlang stramm zu marschieren (zu laufen stand absolut nicht zur Debatte). Kurz gesagt, unter den richtigen Umständen zählte ich zu den kraftstrotzendsten Typen, die Sie jemals gesehen haben.

Genau in diesem Modus befand ich mich, als ich durch die klare Frühlingsluft zur Poststelle marschierte, wo ich ein Postfach unterhielt. Häufig erforderten meine Recherchen eine Korrespondenz, die via Internet nicht möglich war, weshalb die vielgescholtene Schneckenpost zu meinen wichtigsten Hilfsmitteln gehörte, die ich beinahe täglich in Anspruch nahm. Meine genaue Adresse zu verschweigen gehörte dabei zu den Sicherheitsmaßnahmen.

Von Natur aus war ich nicht sonderlich sentimental. Wäre die Poststelle in meinem Viertel für mich nutzlos geworden, hätte ich ohne jedes Bedauern nie wieder einen Fuß hineingesetzt. Was eine Schande gewesen wäre, weil es mir dort gefiel. Es war ein altmodischer Laden, der sich bis jetzt der Modernisierung entzogen hatte. Die Postangestellten waren sämtlich wesentlich älter als ich. Personen in Uniform saßen hinter gewölbten Schaltern, umgeben von zerschrammter Eichenholztäfelung. Der Fußboden bestand aus Marmor, die Stem-

pelmaschinen aus solidem Messing. Nur die Poster und offiziellen Nachrichten am Schwarzen Brett bewiesen, dass man nicht in die Vergangenheit gereist war. Dies und die aggressive Ungeduld der Kunden, die zwischen roten Samtkordeln Spießruten liefen.

Am Schalter zeigte ich meine Postfachnummer und meinen Führerschein vor. Die Frau verschwand und kehrte nach wenigen Minuten mit einem Stapel von Briefen und gefütterten Transportumschlägen zurück.

Unter den Briefen befand sich ein Scheck eines meiner Lieblingskunden: Klimatologen, für die ich Regressionsanalysen durchgeführt hatte. Sie erhielten ihre Aufträge aus der akademischen Welt, von der Regierung und der Industrie – der perfekte Hattrick, den sie ihrer rücksichtslosen Objektivität zu verdanken hatten. Ihre Aufgabe war es, das Wetter vorherzusagen. Nicht den Regen von Morgen, sondern die durchschnittliche Temperatur und Höhe des Meeresspiegels in fünf Jahren. Diese Typen arbeiteten nicht mit Daten, sie waren Daten. Reine Empiriker. Ich betete zwar nicht an ihrem Altar, aber ich war mit der Liturgie vertraut. Und darum brauchten sie mich. Die Regressionsgleichungen, die sie entwickelt hatten, konnten nicht nur mit mathematischen Formeln kontrolliert werden. Es brauchte ein wenig Finesse – ein kleines Zupfen hier und dort, um die Ergebnisse zu stabilisieren und die Modelle in vernünftigen Gleichgewicht zu halten. Und dann eine Erklärung der Bedeutung, die jeder, vom Wissenschaftler bis zum Geschäftsführer, verstehen konnte. Sie verrieten mir nie, ob ich ihre Zielvorgaben erfüllte – ich habe mit keinem von ihnen jemals ein Wort gewechselt –, aber sie fuhren fort, mir stapelweise DVDs voller Variablen und Parameter zu schicken, zahlten ihre Rechnung stets innerhalb von zehn Tagen und baten mich nie, etwas noch einmal zu überarbeiten.

Mit dem ersten Auftrag erhielt ich von ihnen ein Programm, das meinen PC in ein kleines Terminal verwandelte, das über das Web mit ihren riesigen Rechnern verbunden war. Ein weiterer Grund, warum mir die Aufgabe zusagte: die Möglichkeit, von meinem bequemen Arbeitsplatz daheim mit gigantischen Rechnerkapazitäten zu arbeiten.

Auf dem Rückweg bekämpfte ich die heilende Wirkung des Spaziergangs mit zwei Kugeln Schokoeis in der Waffel. Mit dem Chef der Eisdienmannschaft war ich per du, was ein bezeichnendes Licht auf meine Strategien der Selbstbelohnung warf.

Doch nicht ohne Buße. Den größten Teil meines Gesichts bedeckte seit meiner Collegezeit ein üppiger Elliott-Gould-Schnauzer. Mein einziges Merkmal, das mir jemals die Bewunderung des anderen Geschlechts eingetragen hatte, insbesondere die Florencias, was erklärt, warum ich ihn nie abrasiert hatte.

Die meisten Lebensmittel konnte man damit einigermaßen bewältigen, Eis jedoch kaum.

Zu Hause angekommen, stellte ich überrascht und erfreut fest, dass Florencias Auto in der Einfahrt stand, daneben ein dunkelbrauner SUV mit Anhängerkupplung, Dachgepäckträger und einer Parkerlaubnis für das Gelände der örtlichen Universität links unten an der Heckscheibe.

Ich rief nach ihr, als ich das Haus betrat. Sie antwortete aus dem Wohnzimmer. Die Sonne stand noch hoch am Himmel, aber dieser Teil des Hauses lag im Schatten zweier Ahorne, weshalb ich sie nicht sofort sah, als ich das Wohnzimmer betrat. In ihrem schwarzen Etuirock und der blauen Bluse verschmolz sie beinahe mit der dunklen Ledercouch. Sie saß starr aufgerichtet, die Knie aneinandergesprengt, die Hände unter

den Oberschenkeln. Sie starrte mich schweigend an, ohne auf meinen Gruß zu reagieren.

»Hinsetzen«, sagte eine Stimme hinter mir.

Ich wirbelte herum und erblickte einen Mann, der auf einem der Stühle saß. Er trug einen beinahe komisch übergroßen Trenchcoat mit Gürtel und Raglanärmeln, eine schwarze Baseballkappe und eine Sonnenbrille.

Er hatte die Beine übereinandergeschlagen, und in der Hand hielt er eine Waffe mit langem Schalldämpfer.

In meinem Kopf schrillten Alarmsirenen, und das Dröhnen des Herzschlags in meinem Hals machte es mir fast unmöglich zu sprechen.

»Wer sind Sie?«, quetschte ich erstickt heraus.

»Hinsetzen«, kommandierte er wieder, stand auf und winkte mich zur Couch. Ich tat wie geheißen, und Florencia umklammerte meine Hand. Ihre war feucht und kalt.

Mein Herz raste, und ich atmete langsam ein und aus in dem Versuch, es unter Kontrolle zu bringen.

Der Mann ließ sich auf dem Sessel gegenüber nieder, die Waffe wieder im Schoß. Den grauen Haaren unter der Baseballkappe und dem Zustand seiner Haut nach zu urteilen, schien er ungefähr zehn Jahre älter als ich, also Anfang fünfzig. Seine Nase war lang und dünn, seine Lippen rot. Wie ich hatte er fleischige Wangen, doch seine hingen lockerer über seinem fliehenden Kinn. Die Farbe seiner Augen konnte ich nicht erkennen. Sie wurden von seiner Sonnenbrille verdeckt.

»Hübsches Haus«, bemerkte der Mann mit einem Blick in die Runde. »Haben Sie es selbst eingerichtet?«

Florencias Nicken entging mir, so fixiert war ich auf die Waffe, aber sie musste genickt haben, denn der Mann erwiderte es.

»Ich bewundere das«, sagte er. »Meine Frau drängt mich ständig, einen Innenausstatter zu beauftragen, obwohl ich ihr immer versichere, wie künstlerisch begabt sie ist. Wozu braucht man so kostspielige Albernheiten? Ich glaube, es liegt an diesen Fernsehsendungen, in denen irgendwelche Schwuchteln reinkommen und irgendein Drecksloch in ein Zimmer im Waldorf verwandeln. Das ist natürlich Beschiss, aber Frauen finden es toll.«

»Was wollen Sie?«, fragte ich ungeduldig.

»Nichts. Ich habe alles. Meine letzte Tasse Kaffee für heute habe ich vor dem Treffen mit Ihrer reizenden Frau getrunken.«

»Ich meine, was wollen Sie *hier*? Warum sind Sie hier?«

Er blickte hinunter auf seine Waffe, als wäre er überrascht, sie in seiner Hand zu sehen.

»Ach so, Sie möchten wissen, warum ich mit einer Waffe in Ihrem Wohnzimmer sitze? Tja, warum eigentlich?«

»Er hat mir gesagt, man würde dich umbringen, wenn ich nicht mit ihm zum Haus fahre«, sagte Florencia. »Er war einfach ein Termin. Eine Lebensversicherung.«

»Eine Lebensversicherung«, wiederholte der Mann. »Das nenne ich Ironie.«

Florencias Hand krampfte sich um meine. Ich fragte mich, ob ich schnell genug war, um seine Waffe zu packen, ehe er auf mich schießen konnte. Ob ich nicht nur schnell, sondern auch stark genug war, um ihn zu überwältigen. Der sackartige Trenchcoat verbarg seinen Körper, der womöglich wesentlich besser in Schuss war als meiner.

Wie um die Frage zu beantworten, hob er die Waffe und zielte auf meine Brust.

»Ich bin hier, um ein einfaches Geschäft abzuschließen. Sie sind beide Geschäftsleute. Sie wissen, dass man Geschäfte am effizientesten mit einem Minimum an Aufwand erledigt.«

Er griff in die Innentasche seines Mantels und zog ein Kuvert heraus.

»In diesem Fall gebe ich Ihnen einfach diesen Umschlag.« Er reichte ihn und einen Füller an Florencia weiter, die ihm beides mit ihren langen, schlanken Fingern widerstrebend aus der Hand nahm. »Sie lesen das und füllen die Lücken aus. Oder ich erschiefe Sie. Eine der Antworten kenne ich bereits, wenn Sie also Ihr Leben mit einer Chance von eins zu fünf riskieren wollen, nur zu.«

»Was ist das?«, fragte ich.

Er schüttelte den Kopf.

»Das geht nur Ihre Frau was an«, sagte er. Er blickte Florencia an. »Wenn Sie es ihm verraten, schieß ich ihm in die Eier.« Er senkte die Waffe, um seiner Drohung Nachdruck zu verleihen.

Der Umschlag war nicht zugeklebt. Florencia zog ein Blatt Papier heraus, faltete es auseinander und begann zu lesen. Ich hätte gern hingeschaut, aber ich war gewarnt.

Florencia atmete heftig ein, dann fragte sie: »Und falls ich das nicht tue?«

»Das Übliche«, sagte er, streckte den Arm aus und richtete den Lauf auf ihre rechte Brust. »Vielleicht amüsieren wir zwei uns vorher noch ein bisschen. Du amüsiert dich doch gern, oder, meine Schöne?«

Wieder dachte ich darüber nach, wie wahrscheinlich es war, ihn aus sitzender Position angreifen zu können, ihm die Waffe zu entreißen und ihn festzuhalten, bis die Polizei eintraf. Ich muss meine Gedanken telepathisch übertragen haben, denn der Mann reagierte darauf, indem er mir ein Loch in den linken Oberschenkel schoss.

»Jesus Christus«, sagte er zu Florencia. »Muss ich den ganzen Tag warten, bis du endlich das gottverdammte Ding ausfüllst?«

Eine Sekunde später überwältigte mich ein ungeheurer Schmerz. Ich schrie auf und weinte, schluchzte vor Angst und Qual. Ich umklammerte die Wunde und sah zu, wie das Blut zwischen meinen Fingern hervorströmte. Florencias Hand krampfte sich in mein Bein, bis der Mann ihr den Lauf ins Gesicht stieß und ihr befahl, sich wieder richtig auf das Sofa zu setzen.

»Tu es, oder ich blase noch ein paar Löcher in dieses dämliche Arschloch«, sagte der Mann.

»Er ist nicht dämlich. Er ist brilliant«, erwiderte Florenzia.

»Sie haben ja keine Ahnung, Sie blöder Mistkerl.« Ihre Hand mit dem Füller raste über das Blatt, das ich ohne Erfolg zu entziffern versuchte.

Schließlich reichte Florenzia ihm die Unterlagen. Der Mann faltete das Blatt und steckte es in den Umschlag, den er wieder in seine Innentasche schob. All das sah ich durch einen wässrigen Schleier, mit tränenden Augen, mein Verstand nicht wirklich in der Lage zu begreifen, was vor sich ging.

Der Mann lehnte sich bequem im Sessel zurück.

»Wir müssen einen Krankenwagen rufen«, sagte Florenzia mit kühler, ruhiger Stimme. »Ich habe getan, was Sie von mir verlangt haben.«

»Das hast du«, bestätigte der Mann. »Das muss ich zugeben.« Dann schoss er ihr in die Stirn.

Ich spürte, wie Blut und Hirnmasse in mein Gesicht spritzten. Ich glaube, ich schrie auf, aber ich bin mir nicht sicher.

»Nicht persönlich gemeint«, sagte der Mann. »Mal abgesehen von dem ›blöden Mistkerl.«

Dann schoss er mir ebenfalls in den Kopf.